



New York Times
Bestseller Autoren

LINDA
HOWARD
IN DEN ARMEN
DER GEFAHR
ROMAN

Zum Buch:

Die Kugel, die Undercoveragent Morgan Yancy gezielt aus dem Hinterhalt trifft, verletzt ihn schwer. Nur knapp hat er das Attentat überlebt. Um sich zu erholen, schickt ihn sein Boss in ein gottverlassenes Kaff in West Virginia – zu dessen Stiefschwester Isabeau Maran. Ein Blick genügt, und Morgan ist fasziniert von dieser Frau. Sie ist clever, attraktiv und so sexy, dass er sich glatt ablenken lässt. Ein dummer Fehler! Denn der Feind ist näher, als er vermutet hat – und jetzt stehen zwei Leben auf dem Spiel: seins und Isabeaus.

„Spannend und sinnlich.“

Publishers Weekly

Zur Autorin:

Seit Linda Howards Karriere als vielfach beachtete Autorin begann, hat sie mehr als 25 Romane geschrieben, die weltweit eine begeisterte Leserschaft gefunden haben und millionenfach verkauft wurden. Zahlreiche Auszeichnungen sprechen für ihr Können. Zusammen mit ihrem Mann und zwei Golden Retrievers lebt sie in Alabama.

Lieferbare Titel:

Tödliche Verlockung
Eiskaltes Feuer
Am wilden Fluss

Linda Howard

In den Armen der Gefahr

Roman

Aus dem Amerikanischen von
Katrin Hahn



MIRA® TASCHENBUCH



Copyright © 2017 by MIRA Taschenbuch
in der HarperCollins Germany GmbH
Deutsche Erstveröffentlichung

Titel der nordamerikanischen Originalausgabe:
Troublemaker
Copyright © 2016 by Linda Howington
erschienen bei: William Morrow, New York

Published by arrangement with
William Morrow, an imprint of HarperCollins Publishers LLC.

Umschlaggestaltung: büropecher, Köln
Umschlagabbildung: Getty Images / Casarsa
Redaktion: Mareike Müller

ISBN eBook 978-3-95649-973-9

www.mira-taschenbuch.de

Werden Sie Fan von MIRA Taschenbuch auf Facebook!

eBook-Herstellung und Auslieferung:
readbox publishing, Dortmund
www.readbox.net

Alle Rechte, einschließlich das des vollständigen oder auszugsweisen Nachdrucks in jeglicher Form, sind vorbehalten.

Der Preis dieses Bandes versteht sich einschließlich der gesetzlichen Mehrwertsteuer.

Alle handelnden Personen in dieser Ausgabe sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder verstorbenen Personen wären rein zufällig.

*Für all die geliebten Hunde,
die mein Leben bereichert haben.*

1. Kapitel

Großraum Washington, D. C.

Es war einer dieser strahlenden Tage im frühen März, die einen glauben ließen, der Frühling müsse da sein, obwohl man wusste, dass der Scheißwinter noch nicht bereit war, seinen Griff zu lockern und vollends aus der Stadt zu ziehen. Morgan Yancy verlor ohnehin manchmal den Überblick darüber, welche Jahreszeit herrschte. Dann musste er anhalten und nachdenken: War er auf der nördlichen Halbkugel oder auf der südlichen? Sein Job verlangte, dass er von jetzt auf gleich in irgendwelche Dreckslöcher reiste. Daher konnte es sein, dass ihn sein Weg plötzlich von der Arktis bis zur irakischen Wüste führte, von dort nach Südamerika – wo auch immer auf der Welt seine Talente benötigt wurden.

Sechsenddreißig Stunden zuvor war er in der kleinen Eigentumswohnung angekommen, die er zurzeit als sein Zuhause betrachtete. Er schlief die ersten vierundzwanzig Stunden und merkte beim Aufwachen, dass seine Tage und Nächte durcheinandergeraten waren. War nicht das erste Mal, würde nicht das letzte Mal sein. Also blieb er eine Weile auf, aß ein paar alte Cracker mit Erdnussbutter, bearbeitete seine Ausrüstung und lief sieben Meilen in der dunklen Stadt, um sich müde zu machen, bevor er wieder einpennte.

Als er erwachte, war es Frühling. Oder so gut wie.

Er nahm eine kalte Dusche, um die restlichen Spinnweben aus seinem Kopf zu entfernen. Danach durchstöberte er den Kühltisch und stellte fest, dass in seiner letzten Tüte mit gemahlenem Kaffee noch genug Pulver war, um sich eine halbe Kanne zu kochen. Das reichte. Er öffnete den Milchkarton, schnupperte, verzog das Gesicht und goss die

Milch in den Ausguss. Da war auch irgendein flaumiger grüner Käse im Kühlschrank, den warf er ebenfalls weg. Kein Zweifel: Er musste diesmal ein paar Lebensmittel besorgen, solange er zu Hause war. Auf Käse und Milch konnte er verzichten, aber wenn er keinen Kaffee hatte, wurde es brenzlich. Komisch, dass er ihn Tage, Wochen entbehren konnte und trank, was greifbar war, aber wenn er daheim war, wollte er verdammt noch mal seinen Kaffee haben.

Das strahlende Sonnenlicht lockte ihn nach draußen auf die Veranda, die etwa die Größe einer Briefmarke besaß. Mit der Kaffeetasse in der Hand trat er hinaus und beurteilte die Lage.

Das Wetter war perfekt. Es war gerade so kühl, dass es nicht als warm durchging, aber auch wieder warm genug, damit er sich ohne Jacke wohlfühlte. Eine leichte Brise wehte, und ein paar Schäfchenwolken zogen vorbei.

Na schön, verdammt. Das Leben war manchmal hart. Er hatte keine Wahl: Er musste angeln gehen. Wenn er einen Tag, der zum Angeln wie gemacht war, verstreichen ließ, ohne sein Boot herauszuholen, würde er seine Zulassung als Mann verlieren.

Außerdem mussten der alten *Shark* von Zeit zu Zeit die Spinnweben aus dem Motor geblasen werden. Er wartete das alte Ding, wann immer er die Gelegenheit dazu hatte, aber der Motor war seit ungefähr fünf Monaten nicht mehr anständig gelaufen – was, wenn er so darüber nachdachte, vielleicht auch das letzte Mal gewesen war, dass er mehr als einen Tag zu Hause verbracht hatte. Das Team war eine mörderisch lange Zeit am Stück fort gewesen, das war mal sicher.

Er fischte sein Mobiltelefon aus der Cargohosentasche an seinem rechten Schenkel und rief Kodak an, einen Kumpel aus dem GO-Team. Kodaks wahrer Name war Tyler Gordon, doch wenn man ein fotografisches Gedächtnis besaß, wie zum Teufel sollten einen die Leute dann sonst nennen außer Kodak?

Kodak klang ein wenig durch den Wind, als er sich meldete. Nicht verwunderlich, denn schließlich war er ja bei dem letzten Job mit Morgan dabei gewesen. „Ja, was liegt an?“ Er klang heiser und war offenbar noch nicht ganz bei Bewusstsein. Seine Worte waren kaum verständlich.

„Angeln. Ich hole die *Shark* heraus. Willst du mit?“

„*Fuck*, schläfst du auch irgendwann mal?“

„Ich habe geschlafen. Ich habe fast zwei ganze Tage geschlafen. Was zum Teufel hast du gemacht?“

„Manchmal habe ich nicht geschlafen. Jetzt schlafe ich. Beziehungsweise habe ich das getan.“ Ein riesiges Gähnen war zu hören. „Viel Spaß, Kumpel, aber ich komme nicht mit. Wie lange wirst du draußen bleiben?“

„Ungefähr bis zum Einbruch der Dunkelheit, schätze ich.“ Er hätte damit rechnen sollen. Kodak war schlicht und einfach ein geiler Bock und hatte wahrscheinlich ans Vögeln gedacht, noch bevor er sich den Bauch mit einem anständigen Essen gefüllt hatte. Nicht, dass Morgan nicht ans Vögeln gedacht hätte, aber eben erst *nach* dem Essen. Und er hatte den Gedanken nicht weiter ausführen können.

Ein weiteres Gähnen erklang. „Diesmal passe ich. Bis später.“ Es wurde still, als Kodak auflegte.

Morgan zuckte mit den Schultern und schob das Telefon wieder in seine Tasche. Also würde er heute allein angeln. Das machte ihm nichts aus. Meistens war es ihm lieber. Die Sonne, der Wind, das Wasser, die wohltuende Einsamkeit – es war großartig. Besonders, wenn er sich nach einem Job entspannte.

Binnen fünf Minuten hatte er genug Kaffee hinuntergeschüttet, um funktionstüchtig zu sein, hatte sich ein Hemd, ein Paar Socken und Stiefel übergezogen und war in seinem Truck auf dem Weg zur Marina. Frühstück kam in Form von Fast Food von einem Drive-in, aber es war ja nicht so, als würde er nicht ohnehin an den meisten Tagen seines Lebens Dreck essen. Außerdem hatte Amerika seiner Meinung nach großartig schmeckenden Dreck. Wenn die

Fett-Polizei sich wirklich über das Essen in diesem Land beschwerten wollte, sollten diese Wächter mal in einige der Dreckslöcher fahren, die er besucht hatte; danach hätten sie vielleicht ein tieferes Verständnis für schmackhaften Dreck.

Die Marina, wo er die *Shark* aufbewahrte, war alt und heruntergekommen und befand sich ziemlich weit flussabwärts, aber er mochte die Hafenanlage, denn sie war klein, und dadurch behielt er den Überblick über irgendwelche neuen Boote oder verdächtige Fahrzeuge auf dem Parkplatz. Wenn er das Boot nach so etwas wie einem regelmäßigen Terminplan herausholen könnte, würde er noch besser achtgeben, noch wachsamer sein können. Doch bisher hatte er nie irgendwelchen Ärger gehabt – es gab auch keinen Grund, dass er welchen haben sollte, nur war Gewohnheit eben Gewohnheit –, und er hatte ein Talent dafür, Fahrzeuge zu sichten, die ungewöhnlich für ihre Umgebung waren. Heute fiel ihm nichts auf; trotzdem traf er eine Vorsichtsmaßnahme und fuhr die gesamten Parkreihen ab, ehe er anhielt. Keine Fahrzeuge, die mit der Motorhaube nach außen geparkt waren, keine Mietwagen oder sonst irgendwas Verdächtiges.

Er setzte seinen Truck zurück in eine Parkbucht, stieg aus und schloss ab, dann überprüfte er noch einmal, dass das Fahrzeug abgeschlossen war. Es war seine zweite Natur; er überprüfte alles zweimal, wenn es um die Sicherheit ging. Als er seinen Schlüssel ins Schloss des Sicherheitstors steckte, das den Eingang zu den Bootsstegen versperrte, streckte Brawley, der Besitzer der Marina, den Kopf aus dem knapp dreißig Meter entfernten Schuppen und schrie: „Ist schon 'ne Weile her! Guter Tag zum Angeln.“

„Hoffentlich“, antwortete Morgan und erhob die Stimme, um die Entfernung zu überbrücken.

„Wollen Sie hinaus zur Bucht?“

„Glaube nicht, dass ich so weit rausfahre.“ Die Chesapeake Bay war gute vierzig Meilen den Potomac

hinunter; er würde den Großteil seiner Angelzeit darauf verwenden, dorthin zu fahren und zurück.

„Fangen Sie einen für mich!“, rief Brawley, dann duckte er sich wieder in die Baracke. Durch die Fensterscheibe beobachtete Morgan, wie er das Telefon zur Hand nahm, ein altmodisches Ding mit Schnur, das vermutlich seit dem Tag dort stand, an dem die Marina erbaut worden war, und den Hörer vorsichtig an seine Schulter bettete, während er wählte. Man sah nicht viele solcher Telefone heutzutage.

Morgan ließ das Torschloss wieder zuschnappen und ging weiter den Steg hinunter bis zu dem Liegeplatz, den er unter dem Namen Ivan Smith gemietet hatte. Das Pseudonym hatte er ausgewählt, weil er es lustig fand: Ivan war russisch für „John“. Teufel auch, das hier war D. C. Vermutlich erwartete die halbe Einwohnerschaft, dass die andere Hälfte falsche Namen verwendete.

Er musterte die Boote, an denen er vorbeikam, suchte nach irgendwas Ungewohntem. Das betraf gar nicht so sehr die Boote selbst, denn immerhin hatte eine kleine, abgelegene Marina wie diese tendenziell eine geringere Fluktuation als die größeren Jachthäfen. Vielmehr ging es ihm um die Ausrüstung, zum Beispiel so etwas wie eine teure Funkanlage auf einem versifften Seelenverkäufer oder Leute, die nicht ganz hierher passten. Vielleicht hatten ihre Schuhe eine harte, feste Sohle, vielleicht waren sie bewaffnet, so etwas in der Richtung.

Nichts. Der Ort war so, wie er sein sollte. Der Geruch des Flusses, das Geräusch der Wellen, die sanft gegen die Boote schlugen, das Ächzen der Bootsstege, das leichte Dümpeln der Boote, all das beruhigte seine Seele, und er spürte, wie sich sein ständiges Reservoir an Anspannung ein klein wenig leerte. Er war auf jeden Fall mit einer Affinität zu Wasser auf die Welt gekommen. Einmal hatte ein Teamkollege ihn etwas mit der linken Hand tun sehen und ihn gefragt, ob er ambidexter, also beidhändig begabt, wäre, woraufhin ein Ausbilder, der in der Nähe gestanden hatte, gekontert hatte:

„Nein, er ist amphibisch.“ Das war nahe an der reinen Wahrheit: Hätte er Kiemen, wäre er glücklich und zufrieden.

Er war in der Nähe von Pensacola aufgewachsen, daher konnte er sich an keinen Zeitpunkt in seinem Leben erinnern, an dem ihm der Ozean nicht wie ein Teil von ihm selbst vorgekommen wäre. Der Potomac war zwar nicht mit dem Golf von Mexiko zu vergleichen, aber ihm war jedes Gewässer recht. Zum Teufel, er wäre sogar zufrieden damit, in einem Kanu auf einem See herumzupaddeln. Jedenfalls für eine Weile; doch allmählich würde er etwas Action brauchen. Es gab nichts Besseres, als Sachen in die Luft zu jagen oder beschossen zu werden, um einem Mann einen richtigen Schuss Adrenalin zu verpassen.

Morgan ging an Bord der *Shark* und spürte, wie ihn die Vertrautheit des Bootes umhüllte. Weil er das Wasser ebenso sehr respektierte, wie er es liebte, überprüfte er Benzin und Öl, die Batterie, das Funkgerät und die Bilgenpumpe. Er holte seine Angelausrüstung aus dem abgesperrten Lagerraum und kontrollierte sie. Er sah nach, ob er sein Mobiltelefon bei sich hatte, obwohl er verdammt genau wusste, dass er es bei sich hatte; das Gleiche tat er mit dem Messer in seiner Tasche, der Pistole in dem Holster unten an seinem Rücken plus der Waffe, die er für den Notfall an seinem rechten Fußgelenk trug, und der Notfallwaffe für die Notfallwaffe ganz unten in seiner Ausrüstungskiste. Alles war fertig und startklar.

Nachdem er die *Shark* von ihrer Vertäuung befreit hatte, rutschte er auf den Sitz und betätigte den Zündschlüssel; augenblicklich sprang der verlässliche Motor an. Er drehte den Schirm seines Baseballcaps nach hinten, fuhr rückwärts aus dem Liegeplatz und steuerte das Boot in Richtung Freiheit. Auf dem bewegten Wasser spiegelte sich heute das Blau des Himmels, und unter ihm glitten die unergründlichen grünen Tiefen dahin. Er fühlte jeden Aufprall und jedes Klatschen des Schiffsrumpfes auf der

Oberfläche, bevor die Fahrt gleichmäßiger wurde, als er beschleunigte.

Mann, das war das Leben! Wenn er jetzt ein paar Fische fing – und sei es nur, um damit anzugeben und Kodak seinen Erfolg unter die Nase zu reiben –, würde er dies als verdammt guten Tag verbuchen.

Doch auch wenn er nur angeln ging: Er konnte seine Gewohnheiten nicht abstellen, die durch sechzehn Jahre intensiven Trainings, durch Nahkampf und den schlichten alten animalischen Instinkt tief in ihm verwurzelt waren. Schließlich hatte er das Alter von vierunddreißig nicht erreicht, ohne zu lernen, wie man überlebte. Er schenkte dem Wasser dieselbe Aufmerksamkeit wie zuvor dem Parkplatz. Ständig wandte er den Kopf und beobachtete alles, was auf beiden Seiten des Bootes vorbeirauschte. Er registrierte jedes Gefährt auf dem Wasser, wer und wie viele Leute an Bord jedes Fahrzeugs waren, was sie taten, wie schnell sie fuhren und in welche Richtung. Er achtete darauf, ob jemand ihm eine besondere Aufmerksamkeit schenkte – was allerdings beinahe niemand tat, denn es gab nichts Auffälliges an der *Shark*.

Der Verkehr auf dem Wasser war stärker, als er erwartet hatte, dabei war dies ein Wochentag ... womöglich. Er war sich halbwegs sicher, es war ... Mittwoch? Donnerstag? Verdammt. Wenn heute Freitag war, hatte er ernsthaft den Überblick über die Zeit verloren. Zeitzone zu wechseln war eine Sache, aber wenn man mehrere Male die internationale Datumsgrenze überquerte, wurde alles um einen herum verschwommen und grau, während das Morgen zum Gestern wurde und das Heute noch nicht stattgefunden hatte. Morgan streckte sein Bein aus, fischte sein Mobiltelefon aus der Cargohosentasche und warf rasch einen Blick darauf, um nach dem Tag zu sehen. Donnerstag. Okay. Er hatte annähernd richtiggelesen. Das war alles, was er nach einer langen Mission verlangte.

Der Potomac war ein großer Fluss, streckenweise fast elf Meilen breit, während er sich seinen Weg nach Südosten zur Chesapeake Bay bahnte. Normalerweise wäre Morgan den anderen Booten mühelos ausgewichen, doch die meisten Leute, die heute draußen waren, schienen keine Ahnung von den Regeln der Straße zu haben. Oder in diesem Fall denen des Flusses. Die Boote fuhren schräg aufeinander zu, drängelten sich aneinander vorbei, einige schleuderten vorsätzlich Wasser auf andere Bootsinsassen. Idioten in Neoprenanzügen rasten auf Jetskis hin und her, anscheinend ohne jeden Sinn für die Topografie des Flusses und vollkommen blind dafür, dass den entgegenkommenden Booten nur die Wahl blieb, sie entweder zu rammen oder auf Grund zu laufen. Es war ein Wunder, dass niemand erschossen wurde. Die Idee, selber zu schießen, gefiel ihm zunächst, doch er verwarf sie wieder. Nach zwei Beinaheunfällen – wobei er sich beim zweiten Mal fast dafür entschieden hatte, lieber den Jetski-Idioten zu rammen als sein Boot im Schlamm festzufahren – gab er auf und flüchtete sich in die Mitte des Flusses. Zum Teufel, dann mussten eben alle anderen um ihn herumsteuern! Er würde vielleicht ein paar finstere Blicke und Flüche ernten, aber zumindest war er nicht in der Gefahr, die *Shark* zu zerfetzen.

Da er sich in der Mitte des Flusses statt an der rechten Seite befand, genügte ein Blick zu dem Kajütboot, das ungefähr hundert Meter zu seiner Linken ankerte. Dank seiner scharfen Augen erkannte er, wie die Sonne auf einem Schopf silberweißer Haare glitzerte, während der Wind die Kapuze einer schwarzen Regenjacke nach hinten wehte. Da waren ein paar Leute an Deck: einer in einem blauen Hemd, der andere in der schwarzen Jacke. Das Haar brachte eine Saite in Morgan zum Klingen; er kannte diesen Schopf von irgendwoher. Aus einem Impuls heraus drehte er das Steuer der *Shark* in Richtung des Kajütbootes. Wenn die Person mit

dem silberweißen Haar die war, für die er sie hielt, wollte er sichergehen, dass alles in Ordnung war.

Wellen prallten gegen den Rumpf, während er sich näherte. Morgan sah, wie die Person im blauen Hemd unter Deck ging. Dann fing die Frau – denn es war eine Frau – mit dem silberweißen Haar an, ihm zuzuwinken. Sie machte große, ausladende, enthusiastische Bewegungen, die „Kommen Sie her“ signalisierten, und er wusste, dass er richtig geraten hatte.

Er winkte zurück, drosselte einige Momente später das Tempo und manövrierte die *Shark* vorsichtig längsseits des Kajütbootes. Danach schaltete er den Motor aus und stand auf, um den elektrischen Schleppmotor ins Wasser zu senken, damit er seine Position beibehalten konnte.

„Kongressabgeordnete“, begrüßte er Joan Kingsley, seit zwölf Amtszeiten Mitglied des House of Representatives und ein führendes Mitglied des House Armed Services Committee. Sie waren sich zum ersten Mal während der denkwürdigen Zeit über den Weg gelaufen, als man den Sohn der Kingsleys in Venezuela entführt hatte und Morgans GO-Team zu seiner Rettung entsendet worden war. Die Kongressabgeordnete Kingsley hatte darauf bestanden, all den Männern, die an der Rettung ihres Sohnes beteiligt gewesen waren, persönlich zu danken, und hatte an einem abgeschiedenen Ort sogar ein großzügiges Barbecue veranstaltet. Normalerweise hätte das Team diese Einladung unmöglich annehmen können, aber weil Joan Kingsley im House Armed Services Committee saß, hatte man eine Ausnahme gemacht. Schließlich brüskierte man nicht jemanden, der die finanzielle Kontrolle hatte. Mac, der Leiter der GO-Teams, war viel zu ausgebufft für so etwas, daher hatte er seine Erlaubnis gegeben.

Zu seiner Überraschung hatte Morgan sie gleich gemocht. Sie war zweifellos eine Politikerin, wachsam in jeder Hinsicht, aber sie war ihm außerdem als nicht nur dankbar, sondern auch als aufrichtig freundlich erschienen. Sie hatte

ein warmes offenes Lächeln und schien jedem auf gleicher Augenhöhe zu begegnen. Ihr Ehemann, ein Rechtsanwalt in D. C., war ebenfalls ziemlich nett, doch anders als bei ihr wirkte seine Freundlichkeit kalkulierter. Na ja, wenn man bedachte, dass er Anwalt in D. C. war, was konnte man anderes erwarten?

„Zuerst habe ich Sie gar nicht erkannt“, sagte sie, lehnte sich über die Reling und lächelte zu ihm herunter. „Ich habe mich gefragt, wer um alles in der Welt da auf uns zurast.“

„Entschuldigen Sie. Ich wollte Sie nicht erschrecken.“

„Ich habe mir keine Sorgen gemacht“, meinte sie und lachte. „Immerhin ist mein Boot größer als Ihres.“

„Ja, Ma’am, das ist es allerdings“, war alles, was er sich zu erwidern erlaubte, während er seinen scharfen Blick über das Boot schweifen ließ. Alles schien in Ordnung zu sein, und da niemand sonst an Deck war, hätte sie ihm jetzt eine Art Zeichen geben können, wenn es irgendwelche Schwierigkeiten gegeben hätte.

Joan Kingsley war eine wichtige Person im Kongress. Sie hätte mehr Sicherheitsvorkehrungen treffen sollen, doch er hatte nicht die Absicht, sie darüber zu belehren. Er hatte sich davon überzeugt, dass es keine Probleme gab, und das war es, was er sich vorgenommen hatte.

„Kommen Sie an Bord, und trinken Sie etwas mit uns“, lud sie ihn ein. „Heute wollen wir uns einfach erholen.“ Sie wandte den Kopf, als der Mann im blauen Hemd wieder aus der Kajüte auftauchte. „Dex, es ist Morgan Yancy.“

„Das sehe ich.“ Dexter Kingsley knöpfte das Hemd über seinem weißen T-Shirt zu, als er sich der Reling näherte. Ein routiniertes Lächeln lag auf seinem gleichmäßig gebräunten Gesicht – eine Bräune, die verriet, dass sie entweder aufgesprüht war oder von vielen Stunden auf der Sonnenbank stammte. „Es ist ein guter Tag, um einen Trip auf dem Wasser zu machen. Wollen Sie für einen Drink heraufkommen?“ Die Einladung war die gleiche wie die

seiner Frau, aber irgendwie fehlte ihr die Aufrichtigkeit dahinter.

Morgan war nicht im Mindesten versucht. Höfliche Plauderei war nicht seine starke Seite, selbst wenn die Aussicht aufs Angeln ihn nicht weitergetrieben hätte. „Danke, aber ich bin auf dem Weg zu einem meiner Angelplätze. Als ich die Kongressabgeordnete sah, bin ich nur vorbeigekommen, um Hallo zu sagen.“ Er zog den Schleppmotor aus dem Wasser und beugte sich hinüber, um seine Hand auf die Wand des Kajütbootes zu legen und sich abzustößen, dann ließ er sich auf dem Fahrersitz nieder. „Einen schönen Tag.“

„Gleichfalls“, gab die Kongressabgeordnete zurück und wandte sich mit einem Lächeln und einem Winken von der Reling ab.

Der Motor erwachte dröhnend zum Leben, als Morgan den Zündschlüssel drehte. Langsam tuckerte er von dem Kajütboot fort, bis er weit genug entfernt war, damit seine Heckwelle ihr Boot nicht mehr zu heftig ins Schaukeln brachte. Er hob den Kopf in den Wind und ließ sich von der Mischung aus Wasser und Freizeit anlocken.

Es war dunkel, nach halb zehn am Abend, als er auf den Parkplatz bei seiner Eigentumswohnung fuhr. Es war bereits spät gewesen, als er mit der *Shark* angelegt hatte. Nachdem er seine Angelausrüstung gereinigt und weggeschlossen hatte, war er endlich aufgebrochen. Auf dem Heimweg hatte er noch einen kurzen Zwischenstopp bei einem Lebensmittelgeschäft eingelegt, um seine grundlegenden Nahrungsbedürfnisse zu decken. Jetzt hängte er die Plastiktüten über seine Finger und zog sie mit sich, als er vom Sitz glitt. Ein Klick der Fernbedienung verschloss den Truck.

Die Eigentumswohnungen waren mindestens dreißig Jahre alt, sechs Reihen zweigeschossiger Gebäude aus Ziegelstein und Kiesbeton. Er nahm an, die Häuser sollten modern und

nicht überladen wirken; vielleicht war das vor dreißig Jahren auch so gewesen, aber jetzt waren sie nichts weiter als grottenhässlich. Jedes Apartment im Erdgeschoss hatte wie seines eine eigene kleine Veranda. Die Wohnungen im oberen Stockwerk verfügten hingegen über Balkone, die Morgan ziemlich nutzlos erschienen, während des Sommers aber sehr viel benutzt wurden, zum Grillen und dergleichen.

Die Plastiktaschen raschelten und schlugen bei jedem Schritt gegen sein linkes Bein und erinnerten ihn daran, warum er es hasste, Lebensmittel einzukaufen. Im Nachhinein dachte er immer, dass er am besten einen Rucksack in seinen Truck werfen und dort lassen sollte, um so die paar Lebensmittel, die er kaufte, einpacken zu können. Er war jedoch nicht oft genug zu Hause, um es sich zur Gewohnheit zu machen, also vergaß er das mit dem Rucksack jedes Mal wieder. Beinahe hatte er auch vergessen, dass er keinen Kaffee mehr gehabt hatte, doch dann war ihm das Schild des Lebensmittelladens ins Auge gesprungen, und er war, ohne noch die Zeit zum Blinken zu haben, auf den Parkplatz gerast, was ein empörtes Hupen hinter ihm zur Folge gehabt hatte. Da war allerdings nichts zu machen gewesen. Er brauchte seinen Kaffee.

Ein Betonstützpfeiler und ein hohes Gebüsch versperren ihm teilweise den Blick auf das Wohngebäude, etwas, was ihm auf die Nerven ging, aber der Hauseigentümerverband war nicht gewillt, einen Teil der ausgereiften Gartengestaltung und der schattigen Bäume zu beseitigen, nur weil er es nicht mochte. Er konnte diesen Leuten nicht erklären, dass das Grün an zahllosen Stellen einen Hinterhalt bot, weil Zivilisten einfach einen solchen Scheiß nicht verstanden, also musste er damit klarkommen. Es war ja nicht so, als ob er Grund zur Sorge hatte; die Kriminalitätsrate in diesem Wohnbereich war sehr niedrig und war tatsächlich ein Verkaufsargument für die jungen Familien, die die Mehrheit der Bewohner ausmachten.

Trotzdem, Gewohnheiten waren ein ziemlicher Mist, aber er konnte nicht das ignorieren, was er sich sein halbes Leben lang antrainiert hatte. Damit er nicht eine unübersichtliche Ecke umrunden musste, machte er einen weiten Schlenker auf die Straße, wie er es immer tat, sodass er sich dem Haus geradeaus näherte. Es gab nicht viel Verkehr in der Wohnsiedlung, und er musste nicht oft warten, bis ein Auto vorbeifuhr.

Doch selbst bei einem direkten Anmarsch auf das Haus gefiel es ihm nicht. Manchmal, so wie jetzt, gefiel es ihm weniger als zu anderen Zeiten, und er hätte nicht sagen können, warum. Es spielte im Grunde keine Rolle; es war einfach ein Instinkt.

Er blieb stehen.

Manchmal ... so wie *jetzt*.

Plötzlich, beinahe blitzartig, überkam ihn etwas, und all seine Sinne waren auf einmal hyperwachsam. Automatisch legte er seine rechte Hand an die Pistole, die verborgen im Holster hinten an seinem Rücken steckte, während er mit den Augen das Gebüsch nach verdächtigen Bewegungen absuchte. Nach irgendetwas, das für das Prickeln in seinem Nacken verantwortlich war. Er konnte nichts erkennen, und trotzdem schrillten seine Alarmglocken. *Etwas* war definitiv da, selbst wenn es nichts gefähr...

Er hatte den Gedanken noch nicht zu Ende gedacht, als die Schatten des Gebüschs sich leicht bewegten, schwarz auf schwarz. Noch mehr Adrenalin schoss durch seinen Körper, und Morgan handelte, ohne nachzudenken. Sein Training übernahm die Führung, als er die Plastiktüten fallen ließ und sich nach links wegduckte. Mit der freien rechten Hand zog er die Waffe.

Sein Körper befand sich noch in der Bewegung, als er einen schwachen Lichtblitz sah und ein Vorschlaghammer auf seine Brust traf.

Er hatte zwei ferne, aber klare Gedanken. *Schalldämpfer. Unterschallmunition.*

Morgan schlug hart auf dem Boden auf. Der Aufprall erschütterte ihn fast genauso wie der Vorschlaghammer gegen seine Brust. Er ließ sich von der Wucht mitreißen, und der Pistolengriff fügte sich in seine Handfläche, als wären seine Hand und die Waffe zusammen erschaffen worden, als bildeten sie eine funktionale Einheit. Ein Teil seines Hirns wusste, dass er getroffen war, dass er schwer getroffen war. Der andere Teil konzentrierte sich jedoch weiterhin unbarmherzig auf das äußere Geschehen, war fest entschlossen, zu tun, was getan werden musste. Er feuerte in die Richtung des Lichtblitzes; das Geräusch schnitt scharf durch die frische Nachtluft. Ihm war allerdings klar, dass nur ein blutiger Amateur am selben Ort bleiben würde, und so zielte er mit dem nächsten Schuss nicht mehr direkt auf das Gebüsch, sondern folgte dem kaum zu erkennenden Schwarz-auf-schwarz-Schatten, bevor er abermals abdrückte.

Sein Verstand koppelte sich von den schockartigen Wellen des Schmerzes ab, die durch seinen Körper liefen, denn das war der einzige Weg, wie er funktionieren konnte. Seine Gedanken überschlugen sich, analysierten Wahrscheinlichkeiten und Schusswinkel, wählten die beste Option aus, während das Adrenalin die physische Zerstörung überbrückte und Morgan weiter antrieb. Ohne sich der Bewegung wirklich bewusst zu sein, rollte er sich hinter einen Hydranten und merkte nicht, wo er war, bis er bereits dort war. Ein Hydrant bot nicht viel Deckung, aber das war besser als nichts.

Sein Sichtfeld verschwamm, die Dinge stürzten auf ihn zu, dann wichen sie zurück, als würden sie von einem unsichtbaren Luftstrom weggestoßen und angezogen. Am Rande nahm er wahr, dass Eingangslichter angingen, Vorhänge zurückgezogen wurden, als seine Nachbarn hinausspähten, um zu sehen, was zum Teufel da vor sich ging. Er blinzelte heftig, versuchte, konzentriert zu bleiben. Ja - im zunehmenden Licht konnte er undeutlich die

Silhouette eines Mannes ausmachen, und er feuerte einen dritten Schuss ab, kontrollierte den aufwärts gehenden Rückstoß der Pistolenmündung, feuerte noch einmal. Die dunkle Gestalt stürzte zu Boden und blieb liegen.

Gott, seine Brust schmerzte. Das hier hatte sein Tattoo wirklich übel zugerichtet.

Erneut ließ seine Sehkraft nach, doch er hielt verbissen aus und richtete die Waffe weiterhin auf die bezwungene Gefahr. „Bezwungen“ hieß nicht „ausgeschaltet“. Wenn er losließ, sich der Dunkelheit auslieferte, würde der andere Typ womöglich aufstehen und seinen Job beenden. Der Tod des Gegners musste zuerst bestätigt werden, und Morgan konnte im Moment einen Scheiß bestätigen.

Aber jetzt öffneten sich Türen, Leute riefen etwas. Die Geräusche waren verzerrt und seltsam fern, die Lichter verblassten. Durch die wachsenden Schatten hindurch dachte er, dass er einige der mutigeren Seelen sah, die sich herauswagten, um die Schießerei zu untersuchen. Worte waberten zu ihm herüber, umkreisten ihn, einige davon drangen in sein Bewusstsein vor.

„Shawn! Bist du *verrückt*?“ Die Stimme einer Frau, wütend und ängstlich zugleich.

„Ruf einfach die Cops“, sagte ein Mann. Vielleicht Shawn, vielleicht jemand anders.

„Das habe ich schon“, erklärte eine dritte Stimme.

„Was zum Teufel geht hier vor?“

Mehr Lärm, mehr Stimmen erklangen in dem Chor, als sich die Leute allmählich näherten, vorsichtig zuerst, dann mit mehr Selbstvertrauen, als nichts mehr passierte. Morgan wollte etwas rufen, etwas sagen, wollte irgendeinen Laut von sich geben, aber die Anstrengung war zu viel für ihn. Sein Atem ging stoßweise, während der ferne Schmerz immer näher kam, wie eine Flutwelle, die kurz davor war, ihn zu überschwemmen.

Vielleicht war es das für mich, dachte er und war beinahe zu müde, um sich was daraus zu machen. Er versuchte,

seine Atmung zu kontrollieren, weil er dieses Keuchen schon einmal gehört hatte, und es war niemals etwas Gutes gewesen. Er würde nicht lange durchhalten müssen; vielleicht eine halbe Stunde, wenn die Leute das Blei aus ihren Knochen bekommen und ihn endlich ins Krankenhaus bringen würden. Aber eine halbe Stunde erschien ihm wie eine Ewigkeit, wenn er sich nicht sicher sein konnte, dass er überhaupt eine Minute länger durchhielt.

Er ließ den Kopf auf den Gehsteig sinken und spürte die Kühle des Betons. Seine ausgestreckte Hand lag auf dem wintertoten Gras am Rande des Gehwegs, und er hatte den fernen Gedanken, dass es irgendwie schön war, die Erde zu berühren. Wenn es das für ihn war ... Na gut, es war ätzend, gehen zu müssen. Doch alles in allem war dies hier nicht allzu schlimm, angesichts all der grässlichen Möglichkeiten, wie er hätte sterben können.

Aber, verdammt noch mal, er war echt *sauer*, denn wenn er starb, würde er nicht erfahren, wer ihn getötet hatte oder, noch wichtiger, warum.

Jemand beugte sich über ihn, eine Gestalt, die immer undeutlicher wurde. Er musste MacNamara eine Warnung schicken, und mit allerletzter Kraft stieß er keuchend hervor: „Hinterhalt.“

2. Kapitel

Das Bewusstsein – oder das Fehlen davon – war eine seltsame Sache. Es ging vom einen Zustand in den anderen über und kehrte ohne eine Demarkationslinie und ohne irgendeine Anweisung von Morgan daraus zurück. Manchmal tauchte er auf aus dem totalen Nichts und nahm vage und wie aus weiter Ferne wahr, dass er *existierte*, während er zugleich vage und wie aus weiter Ferne das schwarze Nichts spürte. Er wusste in diesen Momenten sogar, was es war, und konnte beides voneinander unterscheiden. Dann ließ er sich wieder sinken, und da war nichts, bis der Strom des Bewusstseins ihn erneut nach oben trieb wie ein Stück Müll auf dem Meer.

Einmal waren da viele strahlende Lichter und Wärme und ein Gefühl des Wohlbefindens, aber dann verschwand auch das.

Ich bin nicht tot.

Das war Morgans erster zusammenhängender Gedanke. Bisweilen war er sich anderer Dinge bewusst gewesen: Schmerz, Lärm, unverständliche Stimmen – manchmal eine, die er beinahe wiedererkannte – und auch ein störendes Piepen. Doch nichts davon ergab einen echten Sinn. Diese Dinge waren einfach da, in der Ferne, wie ein winziger Lichtpunkt am obersten Ende eines tiefen, dunklen Schachts. Aber es kam der Moment, in dem er hoch genug getrieben wurde, um zu erkennen, was es bedeutete, dass er den Schmerz fühlen und den Lärm hören konnte. Es bedeutete, dass er am Leben war.

Zeit war bedeutungslos. Leute sprachen mit ihm. Er konnte nicht antworten, selbst wenn er sie verstehen konnte, doch sie wussten es anscheinend. Sie fassten seinen Körper an, taten Dinge mit ihm, erklärten ihm

ständig alles. Manchmal war es ihm egal, oftmals war es das nicht, denn einige Sachen sollte ein Mann verdammt noch mal nicht mit sich machen lassen müssen. Keinen schien es zu interessieren. Sie taten, wofür sie gekommen waren, und das war es.

Sich zu bewegen war keine Option. Morgan hatte nicht den Eindruck, dass er dazu imstande war, und hatte keine Lust, es auszuprobieren. Einfach nur zu existieren beanspruchte seine ganze Kraft. Seine Lunge pumpte in einem seltsamen Rhythmus, den er nicht kontrollieren konnte; da steckte ein Schlauch in seinem Hals. Verdammt, vielleicht war das mit dem Leben doch keine so gute Idee!

Aber zu sterben lag ebenfalls außerhalb seiner Macht. Wenn man ihn vor die Wahl gestellt hätte, wäre er womöglich unten in der Dunkelheit geblieben: Wann immer er an die Oberfläche kam, zeigte sich der Schmerz als ein hässlicher Wichser, der ihn ohne viel Federlesen quälte und schlug. Er hätte dem Dreckskerl in den Hintern getreten, wenn er es gekonnt hätte, aber der Schmerz gewann jeden Kampf. In anderen Momenten war der Schmerz ferner, als hätte sich eine schützende Schicht aus Wolle dazwischengeschoben, doch er war immer *da*. Unter einiger Anstrengung kam Morgan dann zu dem Schluss, dass es sich bei der Wollschicht in Wirklichkeit um Drogen handelte ... vielleicht.

Seine einzige Waffe gegen den Schmerz war Unnachgiebigkeit. Er verlor nicht gerne. Er *hasste* es, zu verlieren, verdammt. Ein Rest Wille, ein Rest reiner dickköpfiger Sturheit zwang ihn dazu, sich auf den Schmerz zu konzentrieren; er war sein Ziel, sein Widersacher, und er nahm es jedes Mal aufs Neue mit ihm auf. Vielleicht schlug der Schmerz ihn nieder, aber bei Gott, er würde sich nicht unterkriegen lassen. Selbst wenn er das Gefühl hatte, dass er nichts weiter tat, als vor Schmerz zu heulen – wenn er in der Lage gewesen wäre zu heulen –, kämpfte er darum, bei Bewusstsein zu sein, kämpfte um jeden weiteren Fortschritt.

Kämpfen war, auf einer sehr elementaren Ebene, das, was er kannte, was er war, also bekämpfte er alles. Er kämpfte nicht nur darum, das Bewusstsein zu erlangen; er kämpfte auch gegen den Schlauch in seinem Hals, der ihn vom Reden abhielt, gegen die Nadeln in seinen Armen, die ihn, zumindest in seiner Vorstellung, an jeder Bewegung hinderten. Sie – die namenlosen *sie* – schnallten ihn sofort fest, sodass er keinen Muskel rühren konnte, nicht einmal seinen Kopf.

Wut gesellte sich zu dem Schmerz. Er war so verdammt zornig, dass er glaubte, er würde explodieren, und was es noch schlimmer machte, war, dass er seinen grenzenlosen Zorn über seine Hilflosigkeit nicht ausdrücken konnte, wenn jeder Zentimeter seines Körpers und all seine Instinkte missbraucht wurden.

Dann schlief er erschöpft ein – oder sank wieder in die Bewusstlosigkeit. Vielleicht war das ein und dasselbe. Er konnte den Unterschied ganz sicher nicht erkennen.

Eines Tages öffnete er die Augen und richtete sie – ja, *richtete* sie – auf die Frau mittleren Alters, die neben ihm stand. Sie fummelte an den Schläuchen herum, die aus den Plastikbeuteln kamen, die an einem Metallbaum hingen. Krankenhaus, dachte er zum ersten Mal. Das hieß, dass seine Folterer sich tatsächlich um ihn kümmerten, aber das linderte seine Gefühle nicht. Er legte seine ganze Feindseligkeit in den Blick, mit dem er sie fixierte.

„Na, hallo“, sagte sie lächelnd. „Wie geht es Ihnen heute?“

Hätte er reden können, hätte er ihr genau gesagt, wie es ihm ging, und seine Ausdrucksweise wäre nicht nett gewesen.

Sie schien seine Gedanken lesen zu können, denn ihr Lächeln wurde breiter, als sie ihm auf die Schulter klopfte. „Der Schlauch wird ziemlich bald herauskommen, dann können Sie uns allen davon erzählen.“

Er wollte ihr gleich davon erzählen, brachte jedoch nur einige schwache grunzende Laute zustande. Und dann

beschämte er sich, indem er sofort wieder einschlief.

Als er abermals aufwachte, wusste er sofort, wo er war ... so in etwa. Er bewegte nichts außer seinen Augen, weil er verdammt noch mal nichts anderes bewegen konnte, und machte eine Bestandsaufnahme seiner Umgebung. Seine Sicht war verschwommen, aber er war darauf trainiert, zu beobachten und zu analysieren. Irgendwann kam er zu dem vagen Schluss, dass er sich - obwohl er in einem Krankenhausbett mit hochgestellten Gittern auf jeder Seite lag und er offensichtlich in einer Art Einrichtung war - auf jeden Fall nicht in einem Krankenhaus befand. Zum einen war da das Zimmer: Es war blau gestrichen, es gab Vorhänge vor den Fenstern, und es hatte eine normale Tür mit einem normalen Türknauf statt der massiven Türen, mit denen Krankenhäuser für gewöhnlich ausgestattet waren. Es schien sich um ein gewöhnliches Schlafzimmer zu handeln, in das man einen Haufen medizinischer Geräte geschoben hatte, die dann relativ wahllos überall verteilt worden waren.

Zum anderen waren da die Krankenschwestern - zum Teufel mit ihrer sadistischen Ader -, die ihn pflegten. Manchmal trugen sie farbenfrohe Uniformen, manchmal allerdings auch nicht. Die Frau mittleren Alters, die bei seinem letzten Erwachen da gewesen war, hatte immer Jeans, Sneakers und einen Pullover an, so als wäre sie nur gerade von einer Farm irgendwo hereingekommen. Und wenn seine Tür geöffnet war, konnte er hin und wieder einen Blick auf einen Bewaffneten erhaschen, der draußen herumstand, und es war nie jemand, den er wiedererkannte.

All seine Gedanken waren unscharf, und um sein Gedächtnis stand es noch schlimmer. Nur sehr undeutlich erinnerte er sich daran, dass Axel MacNamara mehrmals hier gewesen war, als er aufgewacht war, und hartnäckig Fragen gestellt hatte - nicht dass MacNamara jemals eine andere Art von Fragen gestellt hätte. Morgan hatte jedoch nichts tun können, als ein paarmal mit den Augen zu

blinzeln, und er war sich nicht einmal sicher gewesen, wofür zum Teufel er mit den Augen geblinzelt hatte, und so war MacNamara schließlich gegangen.

Aber auch als er sich durch den Nebel aus Sedierung und Trauma kämpfte, brannte die Wut weiterhin tief und hell in seinem Inneren. Wenn er dazu fähig war, dachte er daran, was geschehen war, obwohl der Hinterhalt in seinem Kopf ständig mit dem Folgenden durcheinandergeriet, und manchmal hätte er die Krankenschwestern erschossen, wenn er eine Waffe in der Hand gehabt hätte. Er konnte nicht formulieren, welche Auswirkungen der Überfall auf ihn hatte, doch er wusste, dass sie schlimm sein mussten. Egal, wie unkoordiniert und hilflos er war: Noch immer war er fest entschlossen, herauszufinden, wer das getan hatte und was das Ziel des Attentäters gewesen war. Eine naivere und behütetere Person hätte vielleicht geglaubt, das Ziel wäre schlicht gewesen, ihn zu töten. Morgan hingegen hatte etwa im Alter von drei Jahren aufgehört, naiv zu sein, und „behütet“ stand nicht in seiner Jobbeschreibung. Ihn zu töten musste Teil eines größeren Plans gewesen sein – doch wie sah dieser Plan aus? Und wer steckte dahinter?

Er konnte das denken, konnte jedoch nicht gut genug kommunizieren, um es zu übermitteln. Seine Hilflosigkeit war so bitter, dass er das Zimmer demoliert hätte, wenn er sich hätte bewegen können. So wie er festgeschnallt war, konnte er allerdings nicht mal den Rufknopf für die Schwester drücken – wenn er eine hätte rufen wollen, was er nicht wollte, denn wann immer sie auftauchten, taten sie Sachen, die er nicht mochte.

Eines Tages kam es ihm beim Aufwachen so vor, als wäre er endlich über den Berg. Er hatte keine Ahnung, über welchen Berg, doch damit ging das Gefühl einher, dass sein Körper beschlossen hatte, zu leben. Das medizinische Personal musste zu demselben Schluss gekommen sein, was seinen physischen Zustand betraf. Etwa eine Stunde später kam ein Arzt herein – er nahm zumindest an, dass der Typ

ein Arzt war, aber hey, vielleicht war er bloß jemand, den sie von der Straße hereingezerrt hatten, weil er Jeans und ein Flanellhemd trug – und sagte vergnügt: „Jetzt wollen wir den Schlauch aus Ihrem Hals holen und dafür sorgen, dass Sie reden und trinken und essen. Sind Sie bereit? Husten Sie, das macht es leichter.“

Eine Sekunde lang freute sich Morgan, den Schlauch aus der Kehle zu haben, in der nächsten rebellierte sein Körper völlig gegen das, was mit ihm geschah. *Scheiße!* Das Einzige, was es hätte leichter machen können, war, wenn er bewusstlos gewesen wäre. Es fühlte sich an, als würde seine Lunge mit dem Schlauch herausgezerrt und seine Brust entzweigehackt. Seine Sicht verschwamm und verdunkelte sich, seine Muskeln verkrampften sich unwillkürlich. Wenn er in der Lage gewesen wäre, hätte er dem Dreckskerl etwas angetan, denn wenn das „leicht“ war, musste „schwer“ die meisten Menschen umbringen.

Dann war der Schlauch hinaus, und er atmete selbstständig. Als Reaktion darauf zitterte er wie ein Blatt und war klatschnass von Schweiß, aber immerhin konnte er reden. Theoretisch jedenfalls. Seine Kehle war anscheinend mit Sandpapier bearbeitet worden, und sein Mund war in keinem besseren Zustand. Es kostete ihn drei Versuche, um ein einziges krächzendes, beinahe unhörbares Wort herauszubekommen.

„Wasser.“

„Na klar.“ Eine lächelnde Frau mit grau meliertem Haar goss ein wenig Wasser in eine Tasse und hielt den Trinkhalm an seinen Mund, sodass er etwas Wasser in die raue Kehle bekam. Er konnte fühlen, wie seine Schleimhäute die Feuchtigkeit absorbierten, und saugte gierig zwei Schlucke mehr hinunter, bevor sie die Tasse fortzog.

Er sammelte seine Kraft, um weitere Worte hervorzustoßen. „Kein Dope ... mehr.“ Was er brauchte, war ein klarer Kopf. Er war sich nicht unbedingt sicher, warum, aber sein Instinkt trieb ihn dazu und ließ ihm keine Wahl.

„Kommen Sie uns nicht auf die Macho-Tour“, antwortete sie, immer noch lächelnd. „Der Schmerz setzt Ihren Körper unter Stress, und der Stress wird die Heilung verlangsamen. Lassen Sie uns das jeden Tag neu beurteilen, okay?“

Was hieß, dass sie ihm mehr Dope geben würden, ob er nun wollte oder nicht. Er war sich ziemlich sicher, dass man seine Wünsche in einem normalen Krankenhaus nicht ignoriert hätte, doch dies war offenbar kein normales Krankenhaus. Sie würden tun, was sie für nötig hielten, und er konnte nichts weiter tun, als damit zu leben. Die Ironie entging ihm nicht, alles andere hingegen schon, denn, verdammt, er schlief erneut ein.

Als er wieder erwachte, war Axel MacNamara da.

Der Besuch musste zeitlich mit der nachlassenden Wirkung der Medikamente abgestimmt worden sein. Was auch immer sie ihm da gegeben hatten: Morgan fühlte sich zumindest halbwegs munter. Ja, MacNamara dachte an solche Dinge. Der Mistkerl plante alles, vermutlich bis hin zu der Frage, wie lange er jeden Bissen Essen kaute.

Morgan hätte nicht gesagt, dass er einen klaren Kopf hatte, sondern nur, dass der geistige Nebel nicht so dick war. Er war klar genug, um ein vages Gefühl der Angst wahrzunehmen, das er nicht analysieren konnte – zum Teufel, er konnte es ja kaum identifizieren. Er hatte sich selbst darauf trainiert, die Existenz von Angst zu ignorieren, und sich stattdessen für „Besorgnis“ als seinen Kampf-oder-Flucht-Auslöser entschieden. Aber jetzt hatte er Angst, obwohl er nicht hätte sagen können, wovor. Vielleicht richtete sich dieser Nebel, dieser Eindruck, von allem außer dem Schmerz abgekoppelt zu sein, dauerhaft in seinem Inneren ein. Vielleicht waren seine Verletzungen zu schwer, um vollständig zu heilen. Vielleicht war dies seine neue Realität. Aber ... nein. Er konnte seine Fortschritte spüren, auch wenn der Weg von „fast tot“ bis „echt beschissen“ nicht sehr lang war.

Um seine Unruhe zu verbergen, sagte er „Hey“ zu MacNamara, dann zog er ein mürrisches Gesicht, denn das Wort klang rührselig, seine Stimme dünn und schwach. Er bewegte sich hin und her, um nach dem Styroporbecher zu greifen, der auf dem Rolltisch neben ihm stand, musste jedoch feststellen, dass er immer noch festgeschnallt war – und dass nachlassende Schmerzmedikamente auch bedeuteten, dass er sich mit seinem zerschossenen und zusammengeflackten Körper auseinandersetzen musste, der bei jeder Regung protestierte. Der Schmerz und die Hilflosigkeit machten ihn gleichermaßen wütend.

„Mach ... diese verdammten Riemen ... von mir los“, wies er MacNamara rau an, und die Wut verlieh seiner Stimme ein wenig Kraft.

Axel rührte sich nicht. „Wirst du wieder versuchen, die Infusionsschläuche rauszureißen?“

Die Idee war verlockend, aber er wusste, wenn er das täte, würden die Riemen zurückkommen. Er wollte seinen Körper unter Kontrolle haben.

„Nein“, erwiderte er widerwillig.

MacNamara befreite ihn geschickt und drückte danach den Knopf, der das Kopfende des Bettes hob. Morgan wurde für eine Minute schwindlig, doch er atmete tief ein und zwang sich, keine weicheimäßige Schwäche zu zeigen, wie zum Beispiel ohnmächtig zu werden. Das würde ihm ewig anhängen.

„Bist du in der Lage, Fragen zu beantworten?“, wollte MacNamara in seiner brüskten Art wissen. Er verschwendete keine Zeit mit Höflichkeitsfloskeln oder damit, sich nach Morgans Befinden zu erkundigen.

Morgan starrte ihn trübe und beinahe finster an, hauptsächlich, weil diese tiefe und schwelende Wut seine Standardlaune war. „Frag“, forderte er ihn auf und griff wieder – dieses Mal mit einem Ergebnis – nach dem Styroporbecher, der, wie er ehrlich hoffte, etwas Wasser enthielt. Die Bewegung war fast qualvoll; seine Brust fühlte